

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 300.

Dienstag, 1. November

1932.

Im

Zick-

Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

27. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Grittie erging es ähnlich wie Tutta. Es lag etwas in dem Mann, in seiner ganzen Deutlichkeit, selbst in seinen flüchtigen Äußerungen, was ihn unwillkürlich in ihren Augen wertete. Es war kein verlorener Abend. Man plauderte sich fest, rückte innerlich näher zusammen, vergaß die Zeit, und als man sich endlich trennte, um das Bett aufzusuchen, waren Mutter und Tochter sich darüber einig, daß der Fremde seit langem schon zu ihren besten Bekannten gehören konnte.

„Warum willst du nicht mit dem netten Menschen fahren?“ fragte Grittie durch die offen gebliebene Tür des Schlafzimmers, während sie sich auskleidete.

„Weil ich es dir gönne, Mama.“

„Also das mit der leichten Erklärung war nur eine Ausrede!“

„Ja! Dir macht die Sache viel mehr Vergnügen als mir. Du paßt auch besser zu Mister Ewerle als ich und kannst dich zusammenschmeißen mit ihm unterhalten. Mir aber wird im Flugzeug sicher übel, und dann schäme ich mich, eine so klägliche Rolle vor ihm zu spielen.“

Nun lachte Grittie. „Schlaf dich aus“, rief sie Tutta zu, „morgen müssen wir früh aus den Federn.“

Man traf Ewerle bereits am Frühstückstisch, gutgeleunt, denn der Himmel versprach alles Schöne, auch schon zum Ausflug gerüstet. Grittie besaß ein besonderes Fliegerkostüm, nach eigenem Geschmack für sie gearbeitet, sehr hübsch, wenn auch ein wenig bildmäßig, so etwa nach dem Muster eines auf Fernwirkung berechneten Plakats für einen ungeschwärmten Filmstar — doch das hatte sie natürlich nicht bei sich. So behalf sie sich denn mit einer raschen Anpassung ihrer Kleider an etwaige Luftwiderstände, ging eng und kurz, mit hohen Gamaschen an den Beinen und einer festen Kappe auf dem Haar. Aber sie sah so aus, daß der alles umfassende Blick des Herrn Ewerle sich erklären ließ, als er ihr die Hand küßte.

Auf dem Landeplatz war man schon seit einer Stunde zum Aufstiege bereit. Viel Volk aus Stadt und Umgegend hatte sich wieder angesammelt, Gendarme hielten auf Ordnung, auch einige Vertreter behördlicher Einrichtungen waren erschienen und in ihren Autos ein paar benachbarte Gutsbesitzer, denn immerhin, die Sache hatte sich herumgesprochen, und was da geschah, kam in Brig nicht alle Tage vor. Rings um den Wiesenplatz wimmelte es von Menschen, es war ein buntes Bild im Lichtglanz des Morgens und im Kranze der Berge, die es mit dem Silberschmuck ihrer Schneelinien umrahmten.

Herr Ewerle tat, als habe er es ungemein eilig, um nicht auf die vielen an ihn gerichteten Fragen erschöpfend Antwort geben zu brauchen. Er sah auch einen dunkel gekleideten Mann mit feierlicher Miene

und einem Papier in der Hand, dem konnte man sogar eine Ansprache zutrauen.

„Fertig, gnädige Frau?“ — Das galt Grittie, die noch von Tutta Abschied nahm. Zehn Minuten später schwebte sie schon hoch über der Rhönenebene, Rauchwolken aus den Schornsteinen der chemischen Werke bei Bisp verdeckten auf Sekunden den Ausblick, dann weiter unter dem Rhythmus der Triebkraft über das Tal von Zermatt, wundervoll in dieser Vormittagsstunde, ungeheuer beherrscht von den Felsstarren des Matterhorns.

Man sprach nicht viel, der Propellerlärm störte, der Eindruck war auch so überwältigend, daß Schwellen Gefühl wurde. Zuweilen wies die Hand Ewerles abwärts, und er rief Grittie einen Namen zu. Der Pilot folgte dem vorgeschriebenen Luftweg — einen Augenblick sah man die Löschbergbahn in der Tiefe, eine schwarz sich windende Linie. „Hallo“, rief Ewerle, „die Blümlisalp!“ — War man schon so weit? Im Fluge flog auch die Zeit. Aus einer Höhe von über dreitausend Meter konnte Grittie hinabsehen auf den mächtigen Gebirgsstock, südwärts in gewaltigen Felswänden abstürzend, nach Norden zu firnweiß — reihenweise sandten die Gletscher ihre blendenden Griffe empor. Gritties Mund war geschlossen, weit offen standen die Augen. Das war immer so bei ihren Flügen, ein Gnadengeschenk der Natur, daß sie in der Höhe, bei der fortstürmenden Erde zu ihren Füßen, ein Göttliches in sich fühlte, gegen das der Zug der Höhen unterwärts zu Schutthäusen wurde. Sie war nicht religiös, aber hier oben wehten heilige Schauer, und darum war sie so stumm im Losgelöstsein von ihrer kleinen Menschlichkeit.

In den waldigen Schluchten des Rientals schillerien die Wasserfälle — leicht lenkte sich das Flugzeug über dem Rinderspielzeug von Adelboden, und nun ging es über das heimische Tal — und wieder höher hinauf über Berge und Städte und winzige Dörfer — hui! in der Weite der Jungfrauengipfel mit den weißen Beschüßern — ein leichtes Schwanken, eine Kurve, hellere Propellerschläge — Grünwasser im Flußlauf, ein blauer See Spiegel, die Zinnen einer alten Stadt . . . „Aufgepaßt, Gnädigste“, rief Herr Ewerle, „wir landen!“

Auf dem schönen Flugplatz zu Thun hatte die eidgenössische Fliegerwelt alles zum Empfang des befreunden Luftseglers vorbereitet, zumal man wußte, daß er auch Aufträge für Siam in der Tasche hatte, deren Ausführung in den Schweizer Werkstätten er billiger zu bekommen hoffte als in Deutschland — und in geschäftlichen Dingen gab es für ihn keine Grenzen der Heimat. Eine Menschenflut umdrängte ihn, als er wieder Erde unter den Sohlen hatte, Stimmen schrien durcheinander, Polizisten versuchten vergeblich, für ein paar Offiziere Platz zu schaffen, aber Ewerle behielt zunächst Grittie im Auge, die völlig verwirrt und noch unter atmosphäri-

ichen Einflüssen, ihr kleines Handkofferchen in den Fingern, unsicher hin und her schwankte. „Gnädige Frau“, sagte er, „ich bitte Sie, fahren Sie nach dem „Thuner Hof“ und ruhen Sie sich aus. In zwei, drei Stunden komme ich nach, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.“

Sie nickte müde, sie sah plötzlich in einem Auto und kaufte die Uferstraße der Aare hinab, wurde im Hotel als schon angemeldet höflich begrüßt und warf sich in ihrem Zimmer sofort gedankenzerschlagen auf den Diwan.

Das war gewöhnlich die Nachwirkung ihres „Lustfiebers“, sie nannte diese Zeitspanne ihre „Pause zwischen Himmel und Erde“, die kein bloß körperlicher Ermüdungszustand war, sondern eher ein letzter Aufruhr der Nerven. War ihr ganzes Leben ein Rütteln am Räder, so in der Bildnerkraft ihrer Phantasie ein Höhenflug zugleich ein „Seelenflug“ mit Adlerschreien in höchstgeisterter Freiheitslust. Da galt es denn immer ein Zurückschrauben aus glücklicher Atemlosigkeit in den Dunstkreis des Alltags. Sie lag mit offenen Augen auf dem Ruhebett und fühlte, wie allgemach die Spannung wich und ein Gleichgewicht der Sinne wiederkehrte. Dabei fielen ihr denn mancherlei Kleinigkeiten ein, beispielsweise die Tatsache, daß man sie hier im Hotel schon erwartet hatte. Herr Ewerle mußte also telephonisch oder telegraphisch Zimmer für sie bestellt haben. Sie schaute sich um: es war ein großer Salon mit Fenstern, die zu den Gartenterrassen nach der Aare hinausgingen. Sie erhob sich, warf einen Blick auf das verfarbte Laub der Anlagen und trat dann nebenan in das Schlafgemach. Ein Bad schloß sich an, und da sie das Bedürfnis nach einer Erfrischung empfand, so riegelte sie die Zimmertür ab, ließ laues Wasser in die Wanne fließen, entkleidete sich und stellte sich unter die Brause. Nun regelten sich wieder die Gedanken und lehrten zusammenhängend erdwärts. Sie öffneten ihren Handkoffer und durchwühlte den Inhalt. Er enthielt nur das Notwendigste für eine Hotelnacht, aber es war wenigstens ein Kimono dabei, eine weite, bequeme Umhüllung, in die sie hastig schlüpfte, denn sie hörte ein Klopfen an der Salontür.

„Wer ist da?“ fragte sie, und die Stimme eines Boys oder eines Etagentellers antwortete: „Herr Kommerzienrat Ewerle läßt fragen, ob die gnädige Frau empfängt.“

Ein Blick in den Spiegel genügte ihr, um zu wissen, daß dies möglich sei. Der Kimono umkleidete sie völlig.

Ewerle brachte ihr Rosen. „Ausgeruht?“ fragte er. „Zawohl, das sehe ich. Wieder in alter Frische. Gnädige Frau, meine ergebenste Einladung umfaßt noch die Zeit bis zu Ihrer Abfahrt. Darf ich um die Ehre bitten, mit mir speisen zu wollen? Ich hoffe, die Lustreise wird auch den Appetit geweckt haben.“

„Was ich nicht leugne, verehrter Herr Ewerle. Aber mir fehlt die Dinertafel.“

„Mir auch. Ich erlaube mir vorzusorgen. Wir können uns in einem kleineren Zimmer neben dem Speisesaal servieren lassen. Das ist auch behaglicher.“

Nur einen Augenblick überlegte Grittie. Landläufige Sittenpraxis war nicht nach ihrem Geschmack. Und der ehfame Kaufherr blieb sicher auch im Sonderzimmer in seiner gut durchschnittlichen Bürgerlichkeit.

Ah ja, das blieb er. Das kleine Kabinett wurde kein Liebesgarten, und der gedeckte Tisch war nur eine Beihilfe für einen reizenden Abend. Grittie selbst hatte kulinarischen Erfindergeist, wenn es ihr gerade so paßte. Sie konnte hungern und sich mit dem Einfachsten begnügen, aber sie liebte ein mit Geschmack zusammengestelltes Menü als Begleitmotiv einer guten Tischunterhaltung. Und der Hamburger war ein Feinschmecker — vielleicht, weil er auch Junggeselle war und sich mit den kokkünstlerischen Widersprüchen am häuslichen Herd nie hatte zu beschäftigen brauchen. Mit einer Handbewegung wies er die üblichen Speisezetteln „à prix fixe“ zurück und ließ den Kellner notieren. Grittie

mußte lächeln, wie er mit dem Zeigefinger die geflüsterte Bemerkung des Bedieners über den ausgezeichneten Raviar gewissermaßen durchstrich und dafür Artischockenböden mit einem Parfait von Gänseleber bestellte. Das Menü umfaßte nur wenige Gänge, aber es war wie ein Tongemälde, in dem jeder Saß harmonisch zum andern paßte. Und er freute sich schließlich, als er auf der Weinfarte noch einen Haut-Brion von 1900 fand und einen Koederer brut, der selbst dem seligen Pfordte in Hamburg unbekannt geblieben war.

Nun gut, Sinn und Bedeutung der kleinen feinen Gasterei ließ sich nicht unterschätzen, es war auch sozusagen eine „persönliche Note“ dabei, eine Vergeistigung der schönsten Materie über Zunge und Gaumen hinaus. Grittie hatte einmal gelesen, nur Dummköpfe könnten Verächter der Ekunst sein. Aber Ewerle war mehr als ein gescheiter Kopf, der das banal Nützliche seines Berufs durch geistige Überlegenheit lenkte, er hatte auch Herz und Gemüt, das drängte sich unverkennbar in das ruhige Taktmaß seines Wesens — Grittie spürte es heraus, wenn er von seiner Jugend sprach, dem Elternhaus, von seinem einsam gewordenen Leben. So kam es, daß man offener zueinander wurde und aus dem Klischee gangbarer Lebenswürdigkeit zu einer mitfühlenden Vertrautheit gelangte — und als man den letzten Tropfen im Glase sah und es Zeit wurde, die Mundtücher auf den Tisch zu legen, hatte Grittie das Empfinden, den neuen Freund auch in seinem Innersten kennengelernt zu haben, und Ewerle glaubte gewiß zu sein, daß sie ihm nicht viel von ihrem Leben verschwiegen hatte — vielleicht nur das, was sie selbst nicht für lebenswichtig hielt. —

Auch Jutta hatte in Ballanza noch sommerlichen Himmel getroffen, ein paar ihr zusagende Zimmer im Hotel gefunden und sofort die anbefohlene Grußkarte (mit Ansicht auf den Maggiore) an den Großvater geschrieben, dabei aber vermieden, den Flug ihrer Mutter zu erwähnen — sie hatte es in den Nerven, daß das nicht nötig war. Im übrigen freute sie sich, daß sie einmal auf der Reise allein sein konnte, bummelte durch die Stadt, sah sich alle Schauläden an, kaufte sich auf dem Corso drei Paar neue Seidenstrümpfe und zog für den Abend das Stahlblaue mit schwarzem Strichwerk an, weil sie im Speisesaal gefallen wollte. Aber es war da nicht viel los, nur ein junger Herr fixierte sie andauernd durch sein Einglas, was sie unverschämt fand, auch seine Barttracht mißfiel ihr — er trug zwei kurz gehaltene schwarze Haarlocken auf beiden Baden, die wie dickemästete Brummer aussahen. Am nächsten Morgen nahm sie sich ein Boot, um nach den Borromeischen Inseln zu fahren. Das war nun wundervoll auf dem blaugrünlischen Wasser, so schön, daß sie auf den Inseln überhaupt nicht ausstieg, die konnte man sich mit der mamacita noch ansehen, sie ließ sich im Boot umhertreiben, halb liegend auf den Kissen ausgestreckt, denksaul, meist in die Bläue starrend, bis ein vorüber-rauschender Dampfer ihre Aufmerksamkeit erregte. Da stand eine Menge Menschen an Bord, und einige winkten ihr auch zu, und sie winkte mit ihrem Taschentuch zurück — und fuhr auf einmal mit sich redendem Oberkörper in die Höhe, weil sie drüben einen Bekannten entdeckt zu haben glaubte. Ja natürlich, das war der Onkel Bürgli, in feinstem Touristendress, perlgrau mit marmorierter Krawatte und einem doppelt gekniffenen Hut, und — i ja, die dunkle Dame neben ihm kam ihr doch auch so bekannt vor — war das nicht seine Begleiterin aus dem Palacehotel in Wengen? Die beiden übersehen sie — ganz gut so, sagte sich Jutta und machte sich ihre Gedanken über das Paar, dachte auch an mancherlei Andeutungen und Hinwürfe ihrer Mutter zurück, damals, an den schauerhaften Regentagen im Erlenhof. Aber sie dachte doch immer am Richtigen vorbei, sie konnte natürlich nicht ahnen, weshalb sich Bürgli und Madame Martier aus Dijon am Maggiore getroffen hatten . . .

(Fortsetzung folgt.)

Liebe zu den Toten.

Von Max Dauthendey.

In der kleinen Stadt Macao in China, die noch eine alte portugiesische Besitzung ist, sah ich in der Ladenwerkstatt eines chinesischen Zinngießers in einer Mauernische, die den Hausaltar darstellte, zwischen Opfertassen stehend, zwei wunderbar verschönderte Zinnleuchter. Jeder dieser beiden Leuchter hat die Form eines chinesischen Schriftzeichens, so erklärte mir der Chinese und sagte, jedes Zeichen bedeute: Glück und langes Leben. Ich kaufte damals die beiden Leuchter vom Hausaltar weg, denn die wunderbare Schriftgestalt gefiel mir außerordentlich, und für meine Bezahlung konnte der Chinese sich mehrere neue Leuchter auf den Ahnenaltar stellen. Die alten Leuchter mochten viele Menschenalter schon den Ahnenopfern geleuchtet haben, und ihr Zinn war dick von geschmolzenem Kerzenwachs umkrustet. Die beiden Leuchter stehen nun bei mir in Deutschland vor meinen alten Familienbildern, und ihr Anblick bestärkt in mir die Liebe zum Totenkult. Wenn ich die zwei chinesischen, in Zinn gegossenen Schriftzeichen betrachte, sehe ich die vierhundert Millionen Köpfe lebensstüchtiger Chinesen, die von allen Geistern der Welt die Geister der Toten am höchsten verehren. Sie sagen, das Andenken vergangener Lebenstage und die Ehrung gewesenen Lebens befruchtet den Menscheng Geist mit Weisheit. Aber Weisheit gibt wiederum langes Leben und Glück.

Drei Arten der Anbetung, sage ich mir, begründen, vertiefen und verschönern das Menschenleben; als erste: die Anbetung des Mannes zur Frau und der Frau zum Manne, das ist die Anbetung der Liebesfreude. Als zweite: die Anbetung des Vaterlandes, der Erde, des Weltalls und aller Leben und ihrer Lebensarbeit, das ist die Anbetung der Lebensfreude; und endlich als dritte: die Anbetung der Vergangenheit, der Ahnen und der Toten. Aus diesem dreifachen Geist dreifacher Anbetung ergibt sich für mich die Anbetung des Weltgeistes. Der Mensch, der durchdrungen von dieser heiligen Dreifaltigkeit lebt, lebt im Sinne des Weltgeistes und vollkommen glücklich und im Einklang und Takt mit der Weltmaschine.

In memoriam.

Von Heinrich Tempel.

An einem trübem Novembertag des Jahres 1918 grub ein Bauersmann in seinem Garten einen jungen Eichenstamm ein. Bevor er Erde um die Wurzeln schichtete, legte er einen blutgetränkten zerfetzten Waffenrod darum. Dieser Waffenrod gehörte seinem jüngsten Sohn, der im September bei Baon an der Spitze seiner Kompagnie fiel. Nur der Waffenrod war von ihm zurückgekommen.

Nun stehen nebeneinander vier junge Eichbäume und grünen. Sie treiben kraftvoll empor. Ein Vater hat sie dem Andenken seiner vier Söhne gesetzt, die er im Krieg verloren hat. Er sieht sie gedeihen und wenn er an ihnen vorbei geht, dann leuchten seine Augen, als ob er seine vier toten Söhne sähe.

Die vier Eichbäume werden emporwachsen, wenn wir alle längst nicht mehr sein werden. Aber warum in jenem Garten vier Eichen stehen, wird man nicht vergessen.

Das Lied vom ewigen Leben.

Von Albert Reimke.

An jenem Tage, der geweiht ist dem Gedächtnis der Verbliebenen, schwebte der Tod in Gestalt eines gewaltigen Vogels über der Erde und überschattete mit seinen weitgespannten Fittichen die Ruhestätte all derer, die in dem Herrn schliefen. Sein Gefieder war tiefschwarz, wie die sternlose Nacht. Seine Augen blühten scharf und unerbittlich; Menschen würden sie grausam nennen. Dennoch lag in ihnen etwas Barmherziges: die tiefe Erkenntnis der göttlichen Ordnung aller Dinge.

Er setzte sich auf einen einsamen Bergesgipfel, von dem er die ganze weite Welt überschauen konnte, und sang ein ergreifendes Lied, das die Winde über den Erdball trugen. Feierlich und leise begann die Melodie, schwellte bald zu Sturmesbrausen an, um wieder in sanfteren Tönen auszufließen. Sie kündete von Glaube, Hoffnung und ewiger Liebe.

Die Toten in ihren Gräbern vernahmen es, und ein lichter Glanz verklärte sie. Ihnen wurde unendlich leicht, ihnen allen, die schon durch die dunkle Pforte des Todes gegangen waren.

Und weiter erklang des Todes Lied. Gleich wunderbaren Osterworten drang es zu den Toten nieder. Sie

spürten, wie im irdischen Bergehen nur ein Uebergang war zu einem neuen Leben. Sie fühlten, sie waren nicht in ewige Nacht verstoßen, sondern der Auferstehung Teilhaftige, die da harrten dem Tage der Erlösung.

Die hellen Sonnenstrahlen glitten über die stillen Wege und Gräber, dunkel lagen die Schatten der Tannen und Trauerweiden dazwischen, und auf dem hohen Bergesgipfel sah der Vogel Tod und sang sein Lied vom Werden und Bergehen alles Irdischen, von der nie verstiegenden Liebe und vom ewigen Leben!

Bethula.

Skizze von Editha-Charlotte Franke.

Der Maler Lay ging vom Rittersaal zur Bibliothek hinüber. In der weiten Halle des Schlosses war es still. Lay legte die Hand auf die Klinke der schweren Eichentür und zögerte ein wenig vor dem Eintritt. Er wußte, drinnen erwartete ihn Baroness Angelika, die Tochter des Hauses. Er malte seit gestern an ihrem Bildnis für die Ahnengalerie. Soeben hatte er die lange Reihe ihrer Vorfahren durchschritten, Anhaltspunkte für sein Bild zu finden, das sich der Umgebung richtig einfügen sollte. Ein Erlebnis für Lay, fand er doch in den Ahnen überall Ähnlichkeit mit der Baroness. Ein kleines Brustbild der Empirezeit überraschte ihn besonders. Die Natur schien sich in der Tat scherzend wiederholt zu haben. Der zierliche Jungmädchenkopf in Jägertracht mit grünem Dreispitz schräg auf den braunen Locken, blühenden Farben, leuchtend blauen Augen, einem roten, lodenden Mund, verwirrte ihn fast. Die Göttin Diana konnte nicht betörender sein, und dabei... genau die Baroness Angelika.

Er klopfte und trat in die Bibliothek. Angelika wandte sich ihm entgegen. Sie saß in einem bequemen Sessel, eine Plüschdecke über den Knien. Lay begrüßte sie und begab sich an die Arbeit. Angelika war sehr schön. Ihr ovales Gesichtchen mit den zart gefärbten Wangen hob sich auffällig vom dunklen Hintergrund ab. Ihr Haar legte sich mit goldenem Widerschein um die edle Stirn. Rätselhaft groß leuchteten die Augen, der Mund war klein, voll scheuer Lebenslust, alles wie auf dem Gemälde drüben, nur einen Schatten entlagender, müder.

„Die Geschlechter altern“, dachte Lay, „das heiße Blut fließt matter in jeder Generation“. Er wußte nur diese Deutung. „Der Rittersaal ist eine Sehenswürdigkeit“, begann er nach einer Weile in liebenswürdigem Plauderton.

„Wie gefiel Ihnen Bethula?“ fragte die Baroness.

„Sie meinen die kleine Jägerin?“

„Ja, Bethula im Jagdstück. Reiten und Pärchen soll ihr lieber gewesen sein als Stubenhocken.“ Angelika seufzte leise und schwieg.

„Sie gleichen ihr vollkommen“, sagte Lay mit offener Bewunderung.

„Mein Gesicht ja, aber sonst...“ wehrte Angelika ab. „Sie war voller Leben und Leidenschaft!“

„Können Sie nicht auch so sein?“ Lay sah Angelika an, das sie errödete.

„Ich will Ihnen von Bethula erzählen“, lenkte sie verwirrt ab. „Bethula war nicht nur eine waidgerechte Amazone, sie hatte auch eine wunderbare Stimme und wurde auf Wunsch ihres Vaters im Gesang ausgebildet. Ein Musiker unterrichtete sie hier im Schloß — mit Erfolg. Man erzählt, daß denen, die ihr zuhörten, selbst leicht und froh ums Herz wurde und sie ihre Sorgen vergaßen.“

Bethula wurde natürlich sehr gefeiert, machte sich aber wenig daraus, ebensowenig wie aus den vielen Heiratsanträgen, die sie bekam. Weder Liebe, Rang noch Titel schienen ihr etwas zu bedeuten.

Die Chronik berichtet weiter, wie sie täglich nach den Falken zu sehen pflegte. Sie waren im alten Wachturm am Ende des Parks untergebracht. Stundenlang tänzelte sie dort allein mit den Tieren herum.

An einem glühheißen Tag entlud sich ein furchtbares Gewitter. Plötzlich hieß es: „Der Turm brennt! Es hat eingeschlagen!“ Zur selben Zeit wurde Bethula vermißt, der Musiklehrer gleichfalls.

Alles eilte zum Turm, da man sie dort und in Gefahr glaubte. Als man hinlief, war der Zugang schon eingestürzt. Ehe jedoch dieses Hindernis beseitigt werden konnte, vernichteten die Flammen Treppe, Dielen und Fenster. Der Turm sank in sich zusammen. Von Bethula war nichts zu entdecken, auch später nicht, als man grub und suchte.

Einem Tag danach brachte ein Waldhüter ihren grünen Dreispitz. Er hatte ihn auf einer Dichtung gefunden und frische Fußspuren dazu. Und am gleichen Abend kam eine Frau aus dem Dorfe und beteuerte, beim Beerenlesen von fern die Stimme der gnädigen Baroness singen gehört zu haben. — Aber Bethula kam nie wieder.

„Dann ist sie also mit dem Musiker geflohen!“ rief Lay. „Man weiß es nicht“, sagte Angelika ablehnend.

„Galten Sie das für unmöglich? Könnten Sie es nicht verstehen?“ fragte Lay dringend. Angelika senkte den Blick und schwieg. Es klopfte — der Diener meldete, daß angerichtet sei. Lay mußte sich verabschieden. —

Die nächste Zeit war spannend und voll Aufruhr für Lay. Angelika erfüllte einzig seine Gedanken, sein Sehnen und Fühlen. Eine mächtige Leidenschaft hatte ihn ergriffen. Er schlief kaum, sah im Traum und Wachen nur Angelikas Blicke. Die tägliche Sitzung war ihm eine freudige Qual, Angelika so nah zu haben und doch so fern von ihr zu sein. Täglich fand er sie in ihrem Lehnstuhl sitzend in der Bibliothek vor, täglich durfte er sie zwei Stunden sehen, doch nie begegnete er ihr im Schloß oder Park. Sie blieb unsagbar zurückhaltend. Er verzweifelte fast darüber. Das Bild gedieh inzwischen zu seelenhaftem Ausdruck. Es wuchs über Lays bisheriges Schaffen hinaus. In der letzten Sitzung bat Lay die Baronesse, ihn zum Abschied an die Turmruine zu begleiten, wo Bethula so gern geweilt. Er hoffte auf eine Gelegenheit, ihr von seiner Liebe sprechen zu können. Angelika lehnte ab.

„Warum?“ fragte er drängend, „warum verweigern Sie mir diese kleine Bitte? Haben Sie denn nicht das geringste Wohlwollen für mich?“

Angelika, die in den letzten Tagen sehr angegriffen aussah, erwiderte mit leiser Stimme: „Gerade deshalb!“

Eine Pause trat ein.

Dann begann Angelika tonlos: „Also man merkt es nicht, daß ich nicht gehen kann wie andere, daß ich gelähmt bin?“

Lay schüttelte fassungslos den Kopf. Deswegen also! Er verstand auf einmal alles. Am liebsten hätte er sie in den Arm genommen und warme, tröstende Worte gesagt, aber Angelika saß in so unbewegter, abweisender Haltung da, daß er nur ihre Fingerspitzen innig an die Lippen zu drücken wagte und sie ganz erschüttert verließ.

Er packte seine Sachen und ging noch einmal in den Park, seinen Aufruhr zu dämpfen. In der Nähe der Ruine setzte er sich auf eine Bank. Er dachte so stark an die Geliebte, daß er Raum und Zeit vergaß. Plötzlich hatte er die Empfindung, nicht mehr allein zu sein. Er wandte den Kopf; eine zarte, biegsame Mädchengestalt eilte vorüber. Sie führte eine große Dogge am Halsband. Lay erschrak, denn er erkannte Angelika. — Angelika? Und sie konnte doch gehen! Ein Jubel ohnegleichen überlam ihn. Lay glaubte, sie suchte ihn, stand auf und folgte ihr schnell. Sie war schon an der leeren Türöffnung des Turmes angelangt; jetzt trat sie ins Innere. — Gleich darauf erreichte Lay den Eingang und blickte gespannt hinein. Er sah in einen eben, völlig leeren Raum. Angelika war spurlos verschwunden. Es faßte sich an die Stirn, ihn ergriff das Spulhafte des Augenblicks. „Bethula?“ dachte er halb ungläubig, und wie eine Antwort webte in der Luft fernher, melodischer Gesang. — Ein Glücksgefühl stieg in ihm auf. Er wußte nicht warum. Das Leid um Angelika und der Abschied von ihr verklärten sich zu einem durchgeistigten Erlebnis.

Der Sterngucker.

Von Frixi Ertler.

Das war schon als Kind seine Freude gewesen, so ein Himmel voller Sterne. Lange konnte er hinausstarren zu den unzähligen, blühenden Lichtern dort oben am Firmament und in seinem Herzen war das Verlangen Flügel zu besitzen, um hinauffliegen zu können zu den leuchtenden Wundern.

Sie hatten ihm gesagt, dort oben wohne der liebe Gott, und von dort oben kam das Christkind herunter zu den Kindern und brachte ihnen viel Freude.

Seine Mutter starb. Kalt und starr lag sie vor ihm; hinaus auf den Friedhof wurde sie getragen und in die dunkle Erde gesenkt. So bitterlich hatte er geweint. Aber da sagte ihm der geistliche Herr, daß sein Mütterchen nun beim lieben Gott sei; alle Menschen, die in die Erde gesenkt wurden, gingen von dort aus zum lieben Gott. Weshalb beweinten die Menschen dann eigentlich die Toten? Er weinte um sein Mütterlein nicht mehr. Wenn sie beim lieben Gott war, dann war sie bei den blühenden Sternen, war immer beim Christkind und wenn das Christkind bei seinem kurzen Erdenbesuch, alle Jahre, schon so viele Freude brachte, wie gut mußten es dann diese Menschen haben, die immer bei ihm sein durften. Wenn er nun zu den geliebten Sternen aufschah, dann war es ihm, als grüßten ihn die gütigen Augen seiner Mutter, die herunterblickten zu ihrem einsamen Kindchen.

Das, was in dem Knaben geschlummert hatte, erwachte im Manne zum intensivsten Leben. Der fromme Kinder-

glaube, mit dem der Junge zu den Sternen aufgesehen hatte, er schenkte dem Manne eine ehrfürchtige Liebe zu Gott und den urewigen Werken seiner Schöpfung.

„Alle seid ihr gleich“, pflegte er seinen Kameraden zu sagen, „keiner hat dem anderen etwas voraus“.

Da verhöhnten sie ihn und spotteten: „Warum ist dann der eine reich und der andere arm? Warum der eine gesund und der andere krank? Warum der eine Herr und der andere Knecht? Du Sterndeuter! Frage doch deine Lehrmeister dort oben, weshalb es auf dieser Welt so ungerecht zugeht?“

Der Sterngucker lächelte. „Wie töricht ihr doch seid!“ sagte er. „Seht die Geburt des Menschen! Was hat hier die reiche Frau der armen Frau voraus? Nichts! Ob ihr gemarterter Leib auf den leidenden Rissen des Reichtums oder auf dem Stroh der Armut ruht, was fragt die Natur darnach? Und der Tod? Umkrallt die Angst vor dem Unsagbaren, Rätselhaften, das wir Tod nennen, den Reichen vielleicht weniger als den Armen? Oder konnte schon einer mit Gold Leben und Gesundheit erkaufen? Alle kommt und geht ihr auf die gleiche Art.“

Gewiß, der Reiche hat dem Armen viel voraus, aber seht zu, daß euch der Schein nicht zu sehr trügt. Viele Freuden, die das Leben dem Armen schenkt, bleiben dem Reichen deshalb vorbehalten, weil er eben reich ist. Dem reichen Menschen steht die ganze Welt offen, er kennt den Hunger nicht, er kennt auch nicht die Sorge um ein Dach und um seine Kleidung. Denkt daran, wie sehr es euch freut, wenn ihr etwas erringen könnt. Je ärmer der Mensch, um so größer die Freude über jede Kleinigkeit; eine Freude, die der Reiche nicht kennt. Für ihn ist es selbstverständlich, daß er alles besitzt, er muß sich ja nichts erringen; über was sollte er sich dann auch freuen? In jedem Menschen liegt das Sehnen nach ertämpften Glück. Die Erfüllung dieses Sehnsens wird dem Reichen nur zu oft vorbehalten. Seht berauscht, aber er stillt keinen Durst. Durst stillt reines Quellwasser und dieses erhält der Arme und der Reiche kostenlos. Lederbissen mögen ja sehr gut sein, aber ständig genossen, werden sie zum Elend, während man ein Stück Brot immer essen kann.

Eine kleine Reize kann dem Armen unvergeßliche Erinnerung schenken, ein neues Kleidungsstück wochenlang Freude bereiten. Der Reiche sieht das alles nicht. Freuen möchte er sich aber trotzdem und deshalb erlegt er oft dem Gift der Übersättigung.

Ihr sagt, daß der eine krank, der andere gesund sei. Abgesehen von den wenigen Allerärmsten, die die traurige Last eines kranken Körpers immer zu tragen haben, wird wohl selten einem Menschen in seinem Leben Krankheit erspart bleiben. Der eine eher, der andere später, einmal trifft die meisten Menschen die Geißel der Krankheit. Und wißt ihr bestimmt, daß ein kranker Mensch immer unglücklich sein muß? Im kranken Leib wohnt sehr oft eine Seele, die dahin flüchtet, von woher uns Menschen keine Enttäuschung kommen kann, zu ihrem Gott.

„Der eine Herr, der andere Knecht“, sagt ihr. Ein Schöpfer, der alle Menschen auf die gleiche Art in die Welt schickt und sie alle wieder auf die gleiche Art abrufft, der will keine Knechte. Darum ist der Begriff Herr und Knecht auch sehr dehnbar. Wie oft ist im Leben der Diener der eigentliche Herr seines Herrn und der Herr der Diener des Untergebenen. Brutale Herrscher quälten ihre Sklaven zu Tode und waren selbst Sklaven ihrer häßlichen Eigenschaften. Der Sklave hatte nur ein Leben zu vergeben, er starb; der Herr aber schleppte sein verfluchtes Dasein weiter, mußte es weiterschleppen und mußte schließlich genau den gleichen Weg ins Dunkel gehen, den er andere vor ihm geschickt hatte. Wie oft schlägt der Hunger nach Gold und Besitz die Menschen in die Fessel der Knechtschaft. Wie mancher wurde nur deshalb ein brutaler Herr, weil seine Diener ihn dazu machten!

Die Menschen glauben einander zu kennen und kennen sich selbst am wenigsten. Ihre seelischen Verschiedenheiten schaffen große Entfernungen zwischen ihnen. Die einen wandern gleichsam auf der Landstraße, die anderen auf den Höhen der Berge. Da und dort sind sie Kreuzträger. Das Gipfelkreuz ist aber bestimmt nicht kleiner und auch nicht leichter als das Kreuz an der Landstraße — hier täuscht nur die Entfernung.

Der Sterngucker schwieg. Die Spötter aber konnten seine Ausführungen nicht widerlegen und wollten ihm auch nicht zustimmen. So gingen sie alle und ließen ihn allein.